

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 3

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Möcht' ich auch wohl besser sein
Als so mancher andre!
Willst du besser sein als wir,
Lieber Freund, so w a n d r e!"

Politische Rundschau

Freisinnige Zielgebung.

In der Mai-Nummer Ihrer geschätzten Monatsschrift schreiben Sie, daß, um ein Überborden der mehr und mehr zur reinen Massen- und Interessenpartei ohne wirkliche geistige Zielsetzung heranwachsenden Sozialdemokratie zu verhüten, eine geistige Führung und Zielgebung aus unserem Bürgertum heraus erfolgen müsse. Vor allem, es müsse eine nationale Zielgebung sein. Und in dieser Hinsicht habe die freisinnig-demokratische Partei im letzten Jahrzehnt vielleicht am vollständigsten versagt. — In meinen folgenden Ausführungen möchte ich nun die freisinnige Partei im Auge behalten, zumal Sie ja auch schreiben, daß diese Partei es bisher auch wenig verstanden habe, ihr Programm den neuzeitlichen Forderungen anzupassen und sich so wenigstens die geistige Stoßkraft zu sichern, die ihr Kraft der in ihren Reihen versammelten bürgerlich-städtischen Intelligenz eigentlich eignen müßte. — Die Kritik ist hart. Doch wird es besser sein, auch eine harte Kritik entgegenzunehmen, als sich einem offenen Worte zu verschließen. Denn es war ja vielleicht gerade ein Fehler verschiedener freisinniger Politiker, daß sie zu wenig auf Kritiken hörten, die im Laufe der Jahre da und dort erschienen und zu einem guten Teile aus einem Kopf und Herz, die es mit der Partei gut meinten. Gewiß, der Politiker und Führer soll nicht auf jedermann hören, seine Richtung, die ihm die richtige scheint, nicht deshalb abändern, weil sie dem und jenem nicht paßt. Sonst kommt er in den politischen Zickzack-Kurs hinein, der oft schlimmer sich auswirkt als ein verfehlter, aber wenigstens gerader Kurs. Aber es sind nun doch während der letzten zehn Jahre Kritiken ernsthafter Natur, Strömungen, die eine Art Renovation und Revision der Partei wollten, entstanden, die bei der Leitung der schweizerischen freisinnig-demokratischen Partei bessere Berücksichtigung hätten finden sollen.

Sie rufen, verehrter Herr Redaktor, einer bessern geistigen Führung und Zielgebung aus dem Bürgertum. Die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz rekrutiert sich nun ohne Zweifel aus dem Bürgertum. Sie ist eine recht bürgerliche Partei geworden, vielleicht eine zu bürgerliche. Sie dürfte auch bürgerlicher sein als die katholisch-konservative Partei der Schweiz, die in ihrer Zusammensetzung und in ihren Zielen nicht diese Bürgerlichkeit aufweist, wie die freisinnig-demokratische Partei. Die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz kann sich also bei diesem Ruf nicht nebensätzlich stellen; es geht sie direkt an. Im Folgenden wird also zu untersuchen sein, wie es sich mit der geistigen Führung aus dieser Partei und der Zielgebung verhält. — Ich möchte vorstellen, daß ich darauf verzichte, hier Parteiprogramme zu reproduzieren, weder eidgenössische noch kantonale. Die Parteiprogramme dürften ja im allgemeinen bekannt sein. Der Schreibende ist überhaupt kein großer Freund von solchen Programmen. Denn sie sind leider nur zu oft eine schöne Fahne, die man heraußhängt, dieweil es im Hause drinnen recht öde und leer ist. Gewiß sind Parteiprogramme für die Parteivölker notwendig, zeigen sie doch dem Volk, was man alles machen will, was man für Absichten hat und auch, was man alles verspricht. Auf viele Leute wirkt eine schöne Fahne stimulierend und wir wissen, daß es ja im Menschengeschlecht noch so ist, daß der eine dem

andern gerne nachläuft. Auf der andern Seite ist zu konstatieren, daß die Parteiprogramme, und wären sie die schönsten und idealsten, heutzutage bei vielen Bürgern keine Zugkraft mehr haben. Es dürfte nicht zu bestreiten sein, daß das Programm der freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz an ideellem Gehalt wirklich das schönste ist. Die Partei will die großen Freiheitsrechte, die seinerzeit besonders dank der Tätigkeit der freisinnigen Partei errungen wurden, bewahren und für sie eintreten und sich besonders für die Volkswohlfahrt einsetzen. Sie ist eine Partei der Toleranz, sie will auch die wirtschaftlichen Gegensätze überbrücken und für die soziale Gesetzgebung tätig sein. Warum denn die Erscheinung, daß sich viele Bürger von dieser Partei abgewendet haben? Es ist schwer, diese Frage kurz zu beantworten. Meine Ausführungen, die ein Versuch zu einer Beantwortung sein sollen, wollen nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Man müßte ja auch fast eine ganze Parteigeschichte der letzten zehn Jahre oder gar eine kleine Weltgeschichte schreiben. Sie sagen, verehrter Herr Redaktor, es müsse vor allem aus dem Bürgertum eine nationale Zielgesetzgebung erfolgen und da habe die freisinnige Partei versagt. Ich erlaube mir, hier einige bescheidene Fragezeichen zu machen. Wir wissen, daß noch während der Kriegszeit im Bunde die freisinnige Partei die Mehrheitspartei war und zwar die absolute und das auch in einigen Kantonen. Während der Kriegszeit dürfte es an nationaler Zielgebung nicht gefehlt haben. Unser Bundesrat suchte die Würde und Unverletzlichkeit unseres Landes zu bewahren und das ist ihm wohl gut gelungen. Auch durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die uns noch mehr bedrohten als politische Zumutungen, konnte er das Land steuern, ohne daß dessen Volkswirtschaft zusammenbrach oder die Ehre des Landes verloren gegangen wäre. Das war immerhin nationale Zielgebung und auch nationale Tat! Die freisinnig-demokratische Partei will gewiß nicht den Ruhm allein für sich in Anspruch nehmen, so gehandelt zu haben. Aber sie hat durch ihre Organe und besonders durch ihre Vertreter im Bundesrat einen hervorragenden Anteil an dieser Politik. — Als der Nationalratsproporz eingeführt wurde, schwächte sich die Partei. Aber es wäre wohl auch nicht mehr richtig gewesen, an einem Wahlsystem festzuhalten, wenn die innere Berechtigung zu der äußerlichen Mehrheit nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Und das war nun offenbar der Fall geworden. Und warum? Ich vermesse mich, die Antwort so zu geben: weil ein Geist der Zersetzung, der Betonung materieller Forderungen, des materiellen Wohlbefindens, das an die vorderste Stelle der menschlichen Wünsche gestellt wurde, durch die Lande ging, nicht nur durch das Schweizerland und auch vielleicht deshalb da war, weil die frühere bequemere Lebensmöglichkeit stark eingeschränkt und der Konkurrenzkampf härter geworden war. Da hatten diejenigen Parteien, welche die Erringung wirtschaftlicher Vorteile möglichst skrupellos versprachen, den größten Zulauf. Es ist ja natürlich, daß, wenn nur der Egoismus das Hauptmotiv ist, man dorthin geht, wo man hofft, daß dieser Egoismus am ehesten und weitgehendsten befriedigt werde. Der Bauer lief zur Bauernpartei, der Gewerblere zur Gewerbe- und Bürgerpartei und gar mancher folgt der roten Fahne. Am wenigsten Abbruch erhielt die katholisch-konservative Partei, die durch ihre konfessionellen Bestrebungen zusammengehalten wurde und so klug war, die Fahne der Christlich-sozialen herauszuhängen. Es mag nun sein, daß in den Jahren 1917/18 von freisinniger Seite auch Fehler begangen wurden, indem die Partei sich der jungenfreisinnigen Bewegung, die ohne Zweifel von einem starken Idealismus getragen war, zu wenig annahm. Vor mir liegt ein Programm des schweizerischen Jungfreisinns aus dem Jahre 1918. In den Grundsätzen des Jungfreisinns war gesagt, daß der schweizerische Jungfreisinn sich als Volkspartei zum Ziele die fortschrittliche Lösung der nationalen Probleme durch Zusammenarbeit aller Sprachstämme und Volksgenossen setze; er arbeite für die staatliche, geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit des Landes. Er stehe für die umsichtige Wahrung und Förderung der freisinnigen Weltanschauung und für die Verteidigung der freien Persönlichkeit ein. Im Mai 1917 erschien vom damaligen Vorort der schweizerischen Jungfreisinnigen aus Aarau ein Aufruf zum Parteitag der freisinnig-demokratischen Partei, der in Bern stattfand und an dem die Finanz-

reform des Bundes zu behandeln war. Ich entnehme diesem Aufruf Folgendes: „Keine Halbheiten vermögen die Milliarden schuld des Bundes zu tilgen. Darum muß durch eine temporäre direkte Bundessteuerer Platz geschaffen werden im Finanzhaushalt für Werke der Zukunft. Alle sozialen Postulate (Alters- und Invalidenversicherung, eidgenössische Hilfskasse), alle Anforderungen in wirtschaftlichen und Bildungsfragen, welche in der nächsten Zukunft der Schweiz den Stempel eines fortschrittlichen Staatswesens aufprägen sollen, haben die Finanzerstärkung des Bundes zur unbedingten Voraussetzung. Die Hochfinanz und die politische Engherzigkeit stehen auf der Gegenseite.“ Herr Nationalrat Hunziker, Zofingen, hatte zu der Tagung der Schweizerischen Jungfreisinnigen in Baden, die am 28. Januar 1917 dort abgehalten wurde, zur eidgenössischen Finanzreform u. a. folgende These aufgestellt: „Die Finanzreform im Bunde ist nicht eine Frage des Zentralismus oder Föderalismus, sondern eher eine Frage des politischen, zumal des sozialpolitischen Fortschrittes im Schweizerlande. Bei andauernder Finanzschwäche des Bundes müßten viele sozialpolitische und volkswirtschaftliche Werke nicht nur im Bunde, sondern ebenso sehr in den Kantonen und Gemeinden Abbruch erleiden.“ Wäre nun nicht eine nationale Zielgebung der Bürgerlichen in der Schaffung einer solchen direkten Bundessteuer gewesen, die dem Bunde geholfen und ihm auch die Mittel für eine soziale Arbeit gegeben hätte, welche die Verwirklichung des Versicherungswerkes bald erlaubt hätte? Es mußte nicht so kommen. Am Parteitag in Bern sprach sich die freisinnige Partei gegen die temporäre direkte Bundessteuer aus. Als später Nationalrat Rothenberger eine Motion einbrachte, die beantragte, es seien aus der Kriegsgewinnsteuer 200 Millionen für die Sozialversicherung zu reservieren, hatte er keinen Erfolg und als seine Initiative kam, die verlangte, daß 250 Millionen vom Bunde aus dieser Steuer für die Zwecke der Alters- und Hinterlassenenversicherung reserviert würden, was eine Fortsetzung der Kriegssteuer für etwa sechs Jahre bedeutet hätte, da man die Millionen der Kriegsgewinnsteuer nicht mehr hatte, so opponierte auch wieder der Rechtsfreisinn in Verbindung mit den Welschen, Föderalisten und Konservativen, und die Initiative wurde verworfen. Und doch wäre die Annahme dieser Initiative, man hätte sich allerdings über gewisse föderalistische Hemmungen wegsehen müssen, eine nationale Tat gewesen und zwar die Tat des Bürgertums, das aus seinem Geldsack wirkliche Opfer für die Sozialversicherung gebracht hätte. Wir wollen die soziale Fürsorge selber treffen und nicht die Geschobenen sein, das hätte darin gelegen und dieser geistige und ethische Gehalt der Tat hätte vielleicht manche Leute vor der Abwanderung zu einer andern Partei bewahrt. — Wohl ist am 6. Dezember 1925 dann im Prinzip die Alters- und Hinterlassenenversicherung angenommen worden und ist der Ertrag aus der fisikalischen Belastung des Tabaks der Sozialversicherung zu reservieren. Aber was ist das? Bekanntlich sollen die Reineinnahmen des Bundes aus der Besteuerung gebrannter Wasser dem Sozialversicherungswerke zugeführt werden. Man arbeitet jetzt an der Revision der Alkoholgesetzgebung, die dem Bunde vermehrte Einnahmen geben soll. Einfältige Bauernführer erklären, daß der Schnaps und Sprit teurer werden sollen. Dann nehme auch der viel zu große Schnapskonsum ab und der Staat erhalte vermehrte Mittel für die Sozialversicherung. Denn nur mit den jährlichen Erträgnissen der Tabatzölle komme man nicht weit. Nun müssen wir es aber erleben, daß gewisse freisinnige scharfe Opposition gegen das von den Bauern so gewünschte Getreideeinführ-Monopol machen, obwohl es seit elf Jahren bestanden hat. Sollte das Getreidemonopol fallen, so würde die verärgerte Bauersame sich jedenfalls auch der Revision der Alkoholgesetzgebung widersetzen. Schon jetzt hält es schwer genug, die Bauern für diese Revision zu gewinnen. Fällt aber die Alkoholgesetzgebungs-Revision, so kann man noch lange auf die Millionen des Bundes für die Alters- und Hinterlassenenversicherung warten. — Die Entfachung eines Streites im jetzigen Moment, wo die Bauern sich darauf berufen können, daß man mit dem Getreideeinführ-Monopol keine schlechten Erfahrungen während elf Jahren gemacht hat, über die Frage: Staatsmonopol oder nicht oder Front gegen den Staatssozialismus, scheint nun wirklich nicht am Platze zu sein. Das wird jetzt sicher-

lich nicht verstanden und am allerwenigsten von den Bauern, die für ihre Existenz und die Erhaltung der Scholle kämpfen.

Es muß eine nationale Zielgebung erfolgen, schreiben Sie, verehrter Herr Redaktor. Ich finde diese in der Propagierung des Ideals der eidgenössischen Verständigung und Solidarität. Ohne Befolgung dieser Ideale sind die genannten Gesetzgebungsarbeiten nicht zu bewältigen. Wir müssen wieder mehr zur Betonung des Ideellen in der Politik kommen. Erst dann werden wir den Schwung bekommen, über die egoistischen Widerwärtigkeiten hinwegzukommen!

Robert Scherer, Meggen.

* * *

Nachwort der Schriftleitung: Es ist uns eine besondere Freude gewesen, die obigen Ausführungen, die teilweise als Entgegnung auf unsere „Umschau“ im Mai-Heft gedacht sind, zum Abdruck zu bringen. Hat eine „Kritik“, wie wir sie dort übten, doch erst dann einen Sinn, wenn sie Anlaß zu Widerlegungen und damit vielleicht auch ein wenig zur Selbstbesinnung der Kritisierten gibt. Uns inhaltlich dazu zu äußern, versagen wir uns für diesmal. Es wird in Zukunft nicht an Gelegenheit fehlen, auf das und jenes des Geagten zurückzukommen.

Zürich, den 29. Mai 1926.

Hans Dehler.

Um unsere Mehrhaftigkeit.

(Im Anschluß an einen Vortrag.)

I.

Tragische Gestalten.

Herr Oberst U. Wille hat am 14. Mai einen vom „Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz“, Gruppe Zürich, veranstalteten öffentlichen Vortrag über Militärfragen gehalten. In der freien Diskussion kamen auch Gegner seines Standpunktes zum Wort. Bemerkenswert schien uns die sehr geschickte Gegenrede des evangelischen Theologieprofessors Brunner, der ein noch nicht abgedroschene Schlagwort einführte: er bezeichnete den heutigen Offizier als „tragische Gestalt“. Seine sprachlich glänzenden Ausführungen stellten den Staatsbürger (gibt es das?) mit seinen („natürlich“) höheren Pflichten dem Staatsbürger mit seinen („natürlich“) kleineren Pflichten gegenüber. Mit andern Worten: auch jeder national gesinnte Staatsbürger ist heute eine tragische Erscheinung. Wer oder was diese Tragik verursacht — wir bestreiten sie nicht —, das läßt sich unter dem Wort „die neue Zeit“ zusammenfassen. Hier wollen wir nicht untersuchen, inwiefern eine „Zeit“ neu sein kann. Gewiß haben sich Technik, Verkehr u. dergl. gewaltig geändert, das Wesen der Menschen aber — und darauf kommt es an — scheint uns seit Jahrtausenden nicht nennenswert verwandelt zu sein. Heute noch wie zur Zeit Heraulits des Dunkeln sind Liebe und Haß, Fortpflanzung und Hunger die überall zu Grunde liegenden Triebfedern. Hieron vermochten leider selbst die idealsten Religionen und die weisesten moralischen und philosophischen Systeme, die ergreifendsten künstlerischen Taten die Menschen nie allgemein und länger als vorübergehend abzulenken. Auch so genannte pazifistische Ideen sind aus fast jeder Zeit überliefert — oft unterscheiden sie sich von den modernen nur durch größere Aufrichtigkeit und Un-eigennützigkeit, sowie durch geistreiche Fassung. Wenn heute größere Volksmassen — wenn nicht die Ideen — so doch deren Schlagworte sich zu eigen machen, so darf dies nicht darüber täuschen, daß eine wesentliche Änderung nicht eingetreten ist und bei der Konstanz menschlichen Charakters auch nie eintreten kann. Haben beispielsweise etwa die Vernichtung Phönizien-Karthagos oder die Zerstörung Jerusalems oder die Völkerwanderungen, der Kreuzzugs-wahn, die Reformation, die Entdeckung neuer Erdteile, haben die Gegenrefor-

mation oder die Kantisiche Philosophie oder die französische Revolution, die Nutzarmachung der Elektrizität oder die Ermöglichung des Flugverkehrs in den jeweilen herbeigeführten „neuen Zeiten“ auch wirklich neue Menschen geschaffen? Wir glauben es nicht. Wohl aber besitzen weite Kreise evangelischer Theologen wieder einmal recht viel Glauben (an die „Menschheit“) und Hoffnung. Schade, daß diese sich oft lieblos äußern. Manche pazifistische Pfarrherren scheinen von Christus nur ein Wort verstanden zu haben: sie senden in die Welt nicht den Frieden, sondern das Schwert (Matth. 10, 34). Damit kommen wir zu einer weitern tragischen Gestalt der Neuzeit, die allerdings Herr Prof. Brunner nicht erwähnte, zur tragischen Erscheinung des evangelischen Pfarrers. Tragisch ist es gewiß, berufsmäßig Glauben (an Gott), Hoffnung und Liebe lehren zu müssen. Wie schwer ist es, den Glauben zu bewahren trotz aller Bibelkritik und aller Auslegungen, im Kampf der unzähligen Sekten, Bibelforscher, Methodisten, christlichen Wissenschaftler, der Monisten und Atheisten. Wie schwer muß es sein, Hoffnung zu erwecken, wenn der Blick sich allzusehr nur noch auf Erfüllung im Diesseits richtet! Und wie aussichtslos ist es, den von Zweifeln, Scheinwissen, materieller Gier hin- und hergeworfenen Massen von Liebe reden zu wollen. Diese ungeheure Aufgabe aber bildet eben den Lebenszweck des vielleicht selbst von Unglauben zerrissenen Pfarrers — ein tragisches Los! Weit mehr noch als die Offiziers-Autorität hat die französische Revolution jene des Gottesgelehrten untergraben. Alle Umnützungen, die letzte russische im besondern, haben die Massen vergessen, für Gott selbst aber im vermeintlich bis auf den letzten Winkel bekannten Weltall immer weniger eine Großvaterdecke übrig gehabt. Das Wort vom „Thron und Altar“ ist längst zum Gespött geworden. Viele Theologen sehen ein, daß sie in einer rein materialistischen Zeit nur noch Don Quixotes sein können; trotzdem befördern sie die revolutionären, antimilitaristischen, pazifistischen Strömungen — die alle auf das Untergraben jeder Autorität hinauslaufen. Ist es nicht tragisch, wenn zum Höchsten berufene Leute nicht mehr viel anderes anzufangen wissen als am Axt zu sägen, auf dem sie heute noch sitzen? Adolf Frey hat uns das Schicksal eines in den Tagesstreit hineingerissenen Pfarrers in „Bernhard Hirzel“ geschildert; dieser hochbegabte Mann verkaufte im Zwiespalt, obwohl er wenigstens anfänglich noch aus religiösen Beweggründen handelte. Ehre und Heil jenen Pfarrern, die sich durch allen Zeitgeist hindurch etwas Positives und Überliefertes in Christfurcht bewahren können! Beim katholischen Priester stellt sich das Problem nicht: wenn er zweifelt, ist er nicht eine tragische, sondern eine unmögliche Erscheinung.

Ein Einwand machte uns Eindruck. Auch wir wünschten Abriistung infsofern, als alle übersteigerten technischen Mittel, Gas- und Bazillenriegel der allgemeinen Verachtung preiszugeben wären. Der Krieg sollte Verteidigung, Abwehr, Kampf von Mann zu Mann sein, nicht tödliche Massenvernichtung. Diese besitzt kein Ethos des Sichwehrens. Jene Auswüchse der Mittel aber stammen nicht aus dem Kopfe von Soldaten; sie sind vielmehr Ausgebürtungen von Stubenhockern, brotlosen Anilinfabrikanten oder gescheiterten Pharmazeuten, von Parteipolitik treibenden Professoren und Verbandssekretären. Unter ihnen wohnt dogmatischer Haß; echte Soldaten kennen ihn nicht. Es gäbe weniger Haß in der Welt, wenn wir statt der Pazifisten und Humanitätsprediger mehr ritterliche Offiziere mit soldatischem Ehrgefühl und soldatischer Pflichttreue besäßen. Als der spätere General Dufour einst als Offizier in Frankreich Befestigungsarbeiten bei Lyon vorzunehmen hatte, überraschte er eines Tages die royalistisch gesinnten Töchter seiner Wirtsleute dabei, wie sie an seinen Schanzen alle Beilchen (die Blume der Napoleoniden) zertraten; er vergalt Böses mit Guten, indem er die Lilien ihres Gartens (das Zeichen der Bourbonen) zu schonen befahl. Ähnliche Züge des Edelmuts im Kleinen wie im Großen lesen wir von jedem großen Krieger aller Zeiten von Kyros bis Hindenburg. Kampf wird es leider immer geben, solange das principium individuationis besteht: in anständigen, ritterlichen Formen wird er aber nur ausgefochten, solange ihn „Militaristen“ führen. Jeder Kampf der andern, der Nicht-Militaristen, wird Greuel und Vernichtung bedeuten.

Karl Alf. Meyer.

II.

Technik und Kriegsführung.

Am 14. Mai hielt Herr Oberst Wille in Zürich, im Auftrag des „Volksbundes für Unabhängigkeit der Schweiz“, einen Vortrag über zeitgemäße Heeresfragen. In der anschließenden Diskussion schilderten die anwesenden Vertreter des Pazifismus die Wirkung der neuzeitigen Technik auf die zukünftige Kriegsführung.

Ich hoffte damals, einer der anwesenden Offiziere würde diesen unsachlichen Darlegungen entgegentreten. Dies geschah leider nicht. Vielleicht ist es mir gestattet, dieses Versäumnis nachzuholen. Ich glaube dies tun zu dürfen, in der Annahme, daß wohl jeder der damals Anwesenden die Monatshefte regelmäßig liest. Ich nehme auch an, daß die Redaktion jedermann gestatten wird, mir zu antworten.

Es bezeichnet den Nichtsoldaten, daß er beim Wort „Krieg“ gleich an Kampfwagen, Flugzeuge, Gase, Kanonen und Maschinengewehre denkt. Er glaubt Erfolg und Misserfolg von diesen technischen Mitteln abhängig. In militärischer Hinsicht noch primitivere Leute setzen an Stelle dieser erwähnten Hilfsmittel die numerische Stärke. Bei uns Soldaten tritt aber etwas anderes in den Vordergrund, es sind dies moralische Gewichte. Möchte man da nicht behaupten, daß der Soldat einen größeren Glauben an die Menschheit hat, wenn er den menschlichen Willen höher achtet als die Macht der Technik, als der Pazifist, der annimmt, daß die Technik den Willen des Menschen zu beherrschen vermag!

Der Laie und vor allem der Pazifist haben sich noch jeder kriegstechnischen Neuerung bemächtigt, um zu zeigen, daß durch sie die Kriegsführung unmöglich, der Kampf grausamer und der Erfolg ausichtsloser, der ganze Krieg zuletzt überhaupt unmöglich werde.

Nach der Einführung der kleinkalibrigen Repetiergewehre und der Schnellfeuergeschüze bewies der russische Staatsrat J. v. Bloch¹⁾ mit peinlich genau berechneten Beispielen, daß die Schlacht der Zukunft ohne Entscheidung verlaufen werde. Er bezeichnete den Angriff über die deckungslose Ebene als unmöglich und erklärte den Bajonettangriff für undurchführbar, denn die Gegner kämen wegen der Wucht des Feuers nicht mehr näher aneinander heran als 700 m bis 800 m. Dennoch wurde im Weltkrieg der Angriff über die deckungslose Ebene, wenn auch mit großen Schwierigkeiten, durchgeführt. Und wenn eine Entscheidung fiel, so war es das Bajonett, das sie fällte, vorausgesetzt, daß auch der geschlagene Gegner ernst zu nehmen war. Nebenbei bemerkt zwingt der Pazifist v. Bloch trotz seinen verfehlten Prophesien jedem Soldaten Hochachtung ab. Dieser Mann hat sich nicht gescheut, das ganze Kriegswesen durchzuarbeiten, bevor er in die Öffentlichkeit trat. Das gleiche dürfen wir von unsren heutigen Pazifisten gewiß nicht behaupten!

Wir alle erinnern uns an die Legenden über die Wirkung der deutschen Belagerungsartillerie, die 1914, als sich die belgischen Forts ergaben, in Umlauf gesetzt wurden. Heute wissen wir, daß in den Lütticher Forts nach ihrer Übergabe durchschnittlich noch $\frac{3}{4}$ Fernkampfpanzertürme und $\frac{2}{3}$ Nahkampfpanzertürme sich in brauchbarem Zustand befanden.²⁾ Es war also nicht die Wirkung der Belagerungsartillerie, sondern das Versagen der Truppe, welches den Ausschlag gab.

Es ist irrig, zu glauben, daß sich mit der Steigerung technischer Raffinertheit der Waffen Verluste und Mortalität mehren. Eine Schlacht, wie bei Cannae, wo die Carthager ein halbes Hunderttausend Römer, das ganze feindliche Heer, binnen sechs Stunden totschlugen, können wir uns heute nicht mehr vorstellen. Diese Verluste waren allein nur mit der blanken Waffe möglich. Bei den neuzeitigen Schußwaffen beträgt die Mortalität 30 %, beim Gas 3 %, die Invalidität bei den Schußwaffen 25 %, beim Gas 12 %. Trotzdem behaupten

¹⁾ Johann v. Bloch, *Der Krieg*, 6 Bände, 1899.

²⁾ Jean Fleurier, *Une legende*, Revue militaire suisse, 1924 und 1925.

unsere Pazifisten immer wieder, der Gaskrieg übertreffe alles bisher Dagewesene an Grausamkeit!

Dies verrät tiefe Unkenntnis, die zu unverzeihlichem Leichtsinn wird, wenn sogar Tageszeitungen, die „national“ zu sein behaupten, den Wehrgedanken unseres Volkes schädigen, indem sie ihrer Leserschaft periodisch von Giftgas-greueln erzählen, welche die unmodern gewordene Seeschlange ersezten sollten.

Immer wieder vernehmen wir die Befürchtung, daß auch die Zivilbevölkerung durch Gase bedroht sei. Wir glauben, daß eine solche Vergasung, wenn sie überhaupt möglich wäre (!), nicht zu vergleichen ist mit der Niedermeißelung der Bevölkerung ganzer Städte, wie das im Mittelalter geschah, also in einer Zeit, wo der Krieg im Vergleich zu heute, nach pazifistischer Ansicht, noch eine sehr harmlose Sache war! Die Zivilbevölkerung kann das vergaste Gebiet meiden, der Wolfe ausweichen, bei herannahender Gefahr die Stadt verlassen, während der Soldat durch seine Pflicht an den Platz gebunden ist. Im übrigen können sich aber alle beruhigen, denn heute ist es noch unmöglich, eine ganze Stadt zu vergasen und noch einige Zeit wird es so bleiben.³⁾

Ich darf wohl daran erinnern, wie mancher Gaskampfstoff mit „bisher ungeahnter Wirkung“ schon in den Zeitungen verkündet wurde! Und dann fanden wir in der Fachliteratur die knappe Notiz: „Der Kampfstoff wurde wieder aufgegeben, da er sich militärisch als unbrauchbar erwies.“

Wir glauben nicht, daß eine Zeitung verlangen darf, geachtet zu werden und als anständig zu gelten, wenn sie auf diese Weise, durch Verbreitung grundloser Gerüchte, versucht, ihre Zugkraft auf Kosten unseres Wehrwillens zu erhöhen. Wohl niemand wird einer Zeitung verbieten wollen, für den Frieden einzutreten! Wer aber die politischen und militärischen Verhältnisse Europas kennt, der wird zugestehen müssen, daß mit einem Abbau unserer Wehrhaftigkeit dem europäischen Frieden nicht gedient ist, noch weniger aber der Sicherheit unseres Landes.

Der General hat noch kurz vor seinem Tod über Kriegslehrnen geschrieben.⁴⁾ Der General wußte auch von Kampfwagen und Gas. Er widmet diesen Dingen aber kein Wort, anderes schien im wichtiger zu sein. Was er aber über den Einfluß der Technik auf die Kriegsführung zusammenfaßte, können wir nicht genug wiederholen. Wer aber glaubt, daß numerische Stärke und technische Mittel den Erfolg bestimmen, daß die Kriegstechnik für Manneswillen ein unüberwindbares Hindernis sei, der setzt sich in Verdacht, nicht zu besitzen, was der General von uns verlangt:

„Der allein entscheidende Faktor ist das zur höchsten Potenz gesteigerte Manneswesen. Die andern Faktoren, bessere Bewaffnung, vollkommenere Ausrüstung mit technischen Mitteln, größere Zahl, geschicktere Formationen und Manövererkunst, können die Unvollkommenheit des Manneswesens nie ersezten und werden erst dann ihre Bedeutung bekommen, wenn vollendetes Manneswesen sich ihrer bedient, und der einzige sichere Einfluß, den sie auf Krieg und Kampf haben, ist, daß durch jede neue Bervollkommenung das Manneswesen weiter erhöhte Bedeutung bekommt!“

Walter Höhn, Korp. Schützenkomp. I/5.

Eine Erinnerung.

Ganz unwahrscheinlich fern liegen uns heute schon die politischen Meinungsverschiedenheiten in der Schweiz während des Weltkriegs und besonders in seinen ersten Jahren. Trotzdem wirken die damaligen Auseinandersetzungen in so manchen heutigen Gruppierungen und in vielen Ansichten über politische Zustände und Ereignisse der jetzigen Zeit nach. Die damalige Aufrüttelung der

³⁾ Höhn, Der Gasenkampf, Allgemeine Schweizerische Militärzeitung, 1925, No. 15.

⁴⁾ General Wille, Kriegslehrnen, Allgemeine Schweizerische Militärzeitung, 1924, No. 13.

Geister wird noch lange ihre Folgen haben, vielleicht erst später noch zur völligen Auswirkung gelangen.

Einer der bemerkenswertesten Einzelzüge in dieser Auseinandersetzung zwischen deutscher und welscher Schweiz bildete die bekannte „Kopfklärung“, mit der Spitteler dem Deutschschweizer die nötige Distanz vom deutschen Geschick und Erleben beibringen wollte. An ihn knüpfte Paul Seippel an, der den Welschen seinerseits den deutschschweizerischen Standpunkt näher bringen wollte oder eher noch irgend eine Annäherung im beiderseitigen Denken zu erzielen suchte. Seippel machte dabei trotzdem aus seinem völligen Eintreten für die französische Sache kein Hehl. Aber sein bloßes Bemühen, auch dem Standpunkt des Deutschschweizers irgendwie gerecht zu werden, trug ihm von den ganz französisch denkenden Kreisen der welschen Schweiz die bittersten Unfeindungen ein. Seippel galt deshalb in der breitern Öffentlichkeit damals und bis heute als der Welschschweizer, der noch das meiste Verständnis für deutschschweizerische und deutsche Art hatte. Es ist also von einigem Interesse zu sehen, wie dieses Musterbeispiel eines gemäßigten Welschen wirklich dachte. Darüber gibt uns nun nach dem Tode Seippels einer seiner engsten Freunde, der langjährige französische Pfarrer in Zürich William Cuendet, näheren Aufschluß. Es ist der Mühe wert, aus dem Nachrufe in der „Gazette de Lausanne“ (14. April 1926) die betreffenden Äußerungen festzuhalten. Sie bilden einen äußerst bezeichnenden Beitrag zur Geistesgeschichte der Schweiz im Weltkrieg und vor allem zur Kennzeichnung der Denkweise in der welschen Schweiz. Wir lassen das in diesem Zusammenhang Wesentliche aus dem Aufsatz hier ohne weitere Bemerkungen folgen:

„Es ist wahrlich an der Zeit, daß man mit der unsinnigen Legende, daß Paul Seippel während des Krieges deutschfreundlich oder moralisch neutral gewesen sei, ein Ende macht. Es sei uns hier erlaubt, zu dem schönen Zeugnis, das Georges Wagnière für ihn abgelegt hat, dasjenige eines Mannes hinzuzufügen, der ihn in den letzten 15 Jahren aus der größten Nähe beobachten konnte. Viele derer, die Seippel beleidigende Briefe zuschickten — und das waren nicht alles bedeutungslose Persönlichkeiten —, wären heute wenig erbaut, wenn diese Briefe veröffentlicht würden und heute nach Jahren Zeugnis für ihr beschränktes Urteil, ihren Mangel an politischem Gefühl oder ihre überreizte Leidenschaft ablegen würden. So z. B. jener junge französisch-schweizerische Schriftsteller, der die französische Presse mit der Denunziation in Aufregung brachte, daß sich Seippel persönlich in Rom für die Verhinderung des Eintrittes Italiens in den Weltkrieg verwandt habe; er hatte dabei ganz einfach den Verfasser der „Deux Frances“ mit dem Prälaten und künftigen österreichischen Ministerpräsidenten verwechselt. Als der französische Konsul in Zürich kam, um ihm die Verleihung der Ehrenlegion mitzuteilen — eine Auszeichnung, deren Annahme er als Professor an der Technischen Hochschule verweigerte und auch deswegen, weil er jeden Verdacht der Beeinflussung seiner Meinung vermeiden wollte —, da empfand Seippel zugleich eine lebhafte Befriedigung und eine große Bitterkeit. Er mußte ja feststellen, daß diese aufmerksamen Beobachter, die Frankreich in der Ostschweiz unterhielt, ihm gegenüber viel klarer sahen und gerechter waren als viele seiner welschen Landsleute!“

Wenn er auch immer die Meinung seines Freundes Romain Rolland achtete, da er ihre mit Schmerzen bezahlte Aufrichtigkeit kannte, so urteilte er doch häufig sehr scharf über sie und es wäre durchaus irrig, die Haltung der beiden Männer für übereinstimmend zu halten. Weil er ihre Sache für gerecht hielt, weil er Blut in den Adern und ein heißes Herz hatte, nahm die Sympathie Seippels schon 1914 ganz und gar den Weg, der zu den Leuten gleicher Rasse führte. Wir wünschten, daß diejenigen, die ihn als stolz über dem ganzen Durcheinander thronend schilderten, ihn wie wir gesehen hätten, wie er von den Höhen des Zürichberges ängstlich dem Donner der Kanonen im Elsaß lauschte. Oder eher noch wie er nach jenem denkwürdigen Abend, wo man den Beginn des deutschen Ansturms auf Verdun vernahm, in der Nacht durch die Angst aus seinem Heim getrieben wie ein Kind weinend planlos in den Straßen der Stadt herumirrte.“...

Zur politischen Lage.

Völkerbundesarbeit. — **Politisches Theater in Deutschland.** — **Das englische Gegenstück.**

In Genf tagen in fast ununterbrochener Folge die Kommissionen des Völkerbundes. Ihre Verhandlungen sind etwas so Gewohntes geworden, daß unsere Presse nur noch in Ausnahmefällen von ihnen berichtet. Wenn möglich noch größer ist die Gleichgültigkeit, mit der die große Masse der Zeitungsleser über diese Dinge hinweggeht. Man kann dieser Haltung auch eine gewisse Berechtigung gar nicht absprechen. Bei dem ganzen großen Aufwand kommt doch so verschwindend wenig heraus.

Sehen wir uns doch einmal die Arbeit der beiden Kommissionen etwas näher an, die zum Unterschied von vielen andern eine lebhaftere Beachtung gefunden haben, nämlich der Abrüstungskommission und der Kommission für die Neugestaltung des Völkerbundsrates. Man hätte diese letztere ebensogut auch Reparationskommission taufen können, denn sie hatte ja die Aufgabe, das Unglück vom letzten März so gut als möglich wieder zu reparieren. Sie hat darüber zehn Tage lang verhandelt. Was ist herausgekommen? Es bleibt in der Hauptsache alles beim Alten. Man hat wohl den Weg für die Aufnahme Deutschlands in den Rat etwas geebnet. Wenn nun nicht neue Schwierigkeiten auftauchen, wird diese Aufnahme in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage im nächsten Herbst wirklich erfolgen können. Man ist aber dem Problem einer dauernden Neugestaltung des Rates um keinen Schritt näher gekommen. Die Großmächte werden selbstverständlich ihre Vorzugsstellung behalten. Hat etwa jemand angenommen, daß sie freiwillig auf wertvolle Vorrechte verzichten würden, etwa wegen der schönen Augen der Haitianer oder der Liberianer oder der — Schweizer? Wenn das irgendwo geschehen sein sollte, so hat diesmal England die Aufgabe übernommen, gleich zu Anfang kurz und bündig eine Vermehrung der ständigen Ratsätze als unmöglich zu erklären. Und Italien ist dann seinerseits helfend beigesprungen; es hat das unbedingte Festhalten an der Einstimmigkeitsklausel verkündet. Nun weiß man Bescheid. Der Rat des Völkerbundes bleibt wie er ist.

Die weiteren Verhandlungen drehten sich in der Hauptsache darum, einige Mittelchen ausfindig zu machen, um die durch diese Sachlage tief gebränkten Völkerbundsbrüder diesseits und jenseits des atlantischen Ozeans einigermaßen zu beruhigen. Man unterließ es dabei nicht, auch für den Fall der Widerständigkeit gleich die nötigen sanften Druckmittel bereitzustellen nach dem Leitsatz: Und bist du nicht willig, so ... Man will die nichtständigen Ratsätze um drei vermehren. Damit soll der Ehrgeiz einiger bisher unbefriedigter Anwärter gestillt werden. Über die Verteilung ist man sich allerdings noch gar nicht einig. Man will jedoch noch einen Schritt weiter gehen und den Inhabern einiger nichtständiger Sätze die Wiederwahl auf absehbare Zeit hinaus zusichern. Man schafft also damit ständige nichtständige Ratsätze. Dieser neue geniale Gedanke ist wiederum ein Beweis für die unbegrenzte Leistungsfähigkeit des Völkerbundes. Er läßt für die Zukunft noch manches erhoffen. Gleichzeitig hat man aber beschlossen, die Amtsdauer der bisherigen Ratsmitglieder bereits im Herbst ablaufen zu lassen. Das ist ein Wink an Spanien und Brasilien. Wenn sie der Aufnahme Deutschlands weiterhin Widerstand leisten, so sollen sie nicht mehr gewählt werden. Man wird sich ja nun bald überzeugen können, wie auf diese verschiedenen Pläne der Kommission in den verschiedenen betroffenen Hauptstädten reagiert wird. Denn einstweilen handelt es sich ja bloß um Vorschläge. Die weiteren Beratungen der Kommission selbst und erst recht der künftigen Versammlung können noch manche Überraschung bieten.

Hat diese Kommission des Völkerbundes nun wenigstens für den unmittelbaren praktischen Zweck, für die Aufnahme Deutschlands, den Weg etwas geebnet, so kann von der Abrüstungskommission auch gar kein Fortschritt gemeldet werden. Es geht aus den Verhandlungen wieder einmal mit überzeugender Klarheit hervor, daß die Großmächte und vor allem Frankreich gar

keine Abrüstung haben wollen. Nein, das wäre doch zu viel gesagt, sie wünschen schon eine Abrüstung, aber immer nur bei den andern. So hat denn Frankreich eines seiner so geschickt ersonnenen Schlagworte in die Versprechungen hineingeworfen und damit die Verhandlungen gewandt auf ein Seitengeleise abgelenkt. Zeit gewinnen, so lautet die Lösung. Es wird denn auch wirklich noch einige Zeit dauern, bis wir von der Abrüstung etwas mehr zu sehen bekommen als schöne Worte. Einstweilen lügen vor allem die Großmächte sich selber und der Welt bloß etwas vor. Für dieses Theater scheint Genf nun ein ausnehmend günstiger Boden zu sein. Hoffentlich bleibt aber auf die Dauer die richtige Würdigung auch nicht aus.

* * *

An das Theater erinnert einem auch all das, was in den letzten Wochen aus Deutschland gemeldet worden ist. Oder wie soll man denn den Streit um die Flaggenfrage und die letzte Regierungsumbildung anders bezeichnen? Man mache sich doch einmal folgendes klar: Das Reichskabinett hat einstimmig die berühmte Verordnung über die Flagge der deutschen Vertretungen im Ausland gebilligt. In diesem Kabinett sitzen verschiedene hervorragende Vertreter des Zentrums und der Demokraten. Kaum wird die Sache bekannt, so ergreift aber die republikanischen Parteien ein gewaltiger Zorn. Ein allgemeiner Sturm auf die Regierung entsteht, an dem Zentrum und Demokraten fröhlich teilnehmen. Die Regierung tritt zurück. Nach wenigen Tagen ist sie wieder unverändert da, nur ohne den Kanzler Luther. An seine Stelle tritt Herr Marx, der mit seinen andern Kollegen die Politik Luthers gebilligt hatte. Der ganze Sturm war also nichts anderes, als ein geschicktes Manöver, um den Kanzler wegzubringen. Ein sachlicher Grund war dazu nicht vorhanden. Die Flaggenfrage wird im Ausland wohl niemand als solchen anerennen. Im übrigen hatte Luther gerade in der äußern Politik einen unbestreitbaren Erfolg erzielt. Er hatte auf der einen Seite durch den Abschluß des Vertrags mit Russland die Befürchtungen widerlegt, daß seine mit Locarno eingeschlagene Richtung unfehlbar zu einem Bruche mit den Bolschewisten führen müsse. Er hatte auf der andern Seite doch mit dem Abschluß des Luftfahrtabkommens einen greifbaren Vorteil seiner Locarnopolitik einheimsen können. Dazu war es Luther ferner gelungen, in der schweren Wirtschaftskrise wenigstens eine gewisse Erleichterung zu schaffen. Die Gründe für den Sturz des Kanzlers sind also lediglich in dem Parteiwesen des Reichstags zu suchen.

Eine Komödie, aber durchaus keine gute, war auch der von der preußischen politischen Polizei auf Wunsch ins Leben gerufene „Rechtsputsch“. Man erinnere sich doch einmal an die alarmierenden Nachrichten, die am Freitag nach Auffahrt in wahren Massen von dem Pressedienst des preußischen Innenministers Severing, von der deutschen Linkspresse und von den Berliner Berichterstattern unserer größern Zeitungen über uns ausgeschüttet wurden. Haussuchungen großen Maßstabes in Berlin und im Industriegebiet, das Verschwinden fürender Leute der Rechten, Verhaftungen, Waffenfunde wurden da gemeldet. Ein genauer Plan zu einem neuen Putsche sei aufgedeckt worden. Die dafür aussersehenden Personen wurden genannt. Und heute, was ist von allem übrig geblieben? Bei den Haussuchungen wurde sozusagen nichts gefunden. Die Verhaftungen konnten nicht aufrecht erhalten werden oder waren überhaupt erfunden. Die angeblich verschwundenen Rechtsleute waren alle in Berlin. Die Waffenfunde beschränkten sich auf zwei Gewehre und einige bei einer Übung der Reichswehr verlorene Handgranaten. Die ganze Aktion der Polizei war also nichts als ein gar nicht ungeschickt eingefädeltes Manöver des sozialdemokratischen Polizeigewaltigen in Preußen. Es sollte die Handhabe bieten, um einigen der verhafteten Rechtsverbände an den Kragen zu gehen. Das ist auch erreicht worden. Vielleicht sollte es auch den Ausgang der Regierungskrise beeinflussen. Wie weit das gelungen ist, kann nur ein Eingeweihter wissen.

Man kann diese Dinge lächerlich finden; man wird aber doch das Vor gehen der Polizei für recht merkwürdig halten. Schon am Tage nach der Aktion standen in den Zeitungen der Linken einzelne Briefe im Wortlaut zu

lesen, die man bei dieser Gelegenheit erwischt hatte. Dagegen wäre ja nichts einzuwenden, wenn diese Schriftstücke des Herrn Claß irgendwelche staatsgefährliche Pläne enthalten hätten. Das war aber durchaus nicht der Fall. Sie paßten einfach der Linkspresse in ihren Kram. Dabei soll gar nicht geleugnet werden, daß die Kaiserbriefe des Herrn Claß eine sehr merkwürdige politische Auffassung verraten. Aber soll aus dieser allerunterschiedlichsten Ergebenheit wohl für die deutsche Republik irgendwelche Gefahr entstehen? Das wird niemand behaupten wollen. Ihre Veröffentlichung vor irgend einem gerichtlichen Verfahren war allein dem Agitationsbedürfnis zuzuschreiben. Dass sich die staatliche Polizei zu solchen Parteimanövern hergeben muß, ist doch eine recht bemühende Erscheinung. Es ist weit gekommen mit dem altberühmten preußischen Beamtentum.

Die politischen Schiebungen in Deutschland sind weiter bezeichnend für die immer noch so zerfahrene Gesamtlage des Reichs. Solange die Macht im Staate bei einem Reichstag ruht, in dem wenigstens neun Parteien etwas zu sagen haben, wird es keine Stetigkeit geben können. In dem beständigen Intrigenspiel dieser verschiedenen Gruppen und dazu noch einmal der verschiedenen Flügel innerhalb jeder einzelnen Partei kann es keine Sicherheit für eine Regierung und deshalb auch keine Richtlinie in der innern und der äußern Politik geben.

* * *

Das Gegenbeispiel liefert heute England. Gestützt auf eine wuchtige Mehrheit im Parlament kann die konservative Regierung unbekümmert ihren Weg gehen und ihre Politik auf lange Sicht betreiben. Es ist nicht zu bestreiten, daß die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten gewaltig sind. Im Stammland herrscht eine wirtschaftliche Krise schwerster Art. In dem ungeheuren Außenbesitz hat fast jeder einzelne Teil politische und wirtschaftliche Nöte, bei denen die Londoner Machthaber eingreifen müssen. Sie tun es auch und zwar überall mit dem Bestreben, ganze Arbeit zu machen, Dauerlösungen zu finden. Dabei kommt es gar nicht darauf an, daß am einen Ort durch scheinbares Nachgeben eine Frist erreicht wird, bis die Hände durch die Lösung einer andern Schwierigkeit frei geworden sind, um energisch zugreifen zu können.

Gerade die letzten Wochen haben uns dafür wieder Beispiele gebracht, sowohl in England selbst wie im überseeischen Besitz. Ich verweise einmal auf den Kohlenstreit. Seit Jahren spitzt sich im englischen Kohlenbergbau die Lage zwischen Arbeitern und Arbeitgebern immer mehr zu. Im letzten Herbst hat die Regierung einen offenen Ausbruch des Kampfes im letzten Augenblick vermieden. Sie hat dafür große finanzielle Opfer gebracht. Damals war eben die Kohlenverbrauchende Jahreszeit im Anzug, die den Arbeitern eine gewichtige Unterstützung gewährt hätte. Ein Kohlenstreik im Winter hätte das ganze Land aufs schwerste treffen müssen. So hat die Regierung denn bis zum Frühjahr Millionen und Millionen zugeschossen. Dann ließ sie der Austragung des Streites freien Lauf, nachdem alle Vorbereitungen getroffen worden waren. Ihr Vorgehen hat sich bewährt. Der entstehende Landesstreik ist läufiglich zusammengebrochen. Der Kampf im Kohlenbergbau freilich ist noch nicht zu Ende. Das Land leidet wirtschaftlich schwer. Aber diese Auseinandersetzung war wohl nicht zu vermeiden. Sie ist jedenfalls die Voraussetzung für eine vermittelnde Lösung, die einstweilen noch beiden Parteien unannehmbar erscheint. Man denke sich aber einmal in die Lage Englands hinein, wenn diese gewaltige Kraftprobe in einem Augenblick schwerer außenpolitischer Spannungen ausgebrochen wäre! Man wird dann die Regierungspolitik zu würdigen wissen.

Gleichzeitig macht die englische Politik im nahen Orient wieder einen entscheidenden Schritt vorwärts. Sie nähert sich dem Abschluß in der Mossulfrage. Nachdem sie sich durch den willigen Völkerbund das streitige Gebiet hat zusprechen lassen, blieb noch die Einigung mit dem Gegner übrig. Die Türken zeigten aber dazu recht wenig Bereitwilligkeit. Es paßte ihnen einstweilen offenbar besser, sich alle Wege offen zu halten. Da griff England zum Druck. Es wurde den Türken vor Augen geführt, was ein Zusammengehen Englands mit

Italien und Griechenland für sie bedeuten würde. Dazu konnten die überall bekannten italienischen Ausdehnungsgelüste ja gut genug verwendet werden. Und jetzt scheint ein Vertrag mit der Türkei, die sich bereits auf alle Möglichkeiten vorbereitet hat, vor dem Abschluß zu stehen. England wird dabei weder finanzielle Opfer noch andere Zugeständnisse vermeiden können. Aber sein Ziel wird es doch erreichen: Die einstweilige Sicherung seines neuen mesopotamischen Besitzes.

All daswickelt sich mit der gleichen eindrucksvollen Planmäßigkeit und Ruhe ab. Von Theater kann man da nicht sprechen.

Barau, den 31. Mai 1926.

Hector Ammann.

Kultur- und Zeitsfragen

Jakob Schaffners dichterisches Wesen und Werk.

Jakob Schaffner, der kürzlich seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert und dabei von manchen Seiten die verdiente Beachtung und Würdigung empfangen hat, ist unbestritten das stärkste, entwicklungsreichste und eigenartigste Talent des gegenwärtigen schweizerischen Schrifttums. Wer ohne literarhistorische oder künstlerische Vorurteile die vielversprechende und ungeahnte Entwicklung, die Jakob Schaffners dichterisches Wesen und Werk, besonders auch in den letzten Jahren seiner vollen Reife und vielseitigen Entfaltung, aufweist, kennen gelernt und aufmerksam verfolgt hat, der wird den überzeugenden Eindruck, daß wir seit Gottfried Kellers Tagen keine poetische Persönlichkeit von solcher Lebensfülle, kostlicher Ironie und tiefer Verinnerlichung des künstlerischen Gestaltens unser eigen nannten, nicht von der Hand weisen können und wollen. Wie ganz erstaunlich reich und vielgestaltig ist doch diese „Fülle der Gesichte“, die Jakob Schaffners echtes Menschentum und seine dichterische Welt erfüllen und sie in seltsam kostbarem Spiegelbilde wiederstrahlen und in buntem Wechsel leiden- und freudenvoller Gestalten offenbaren! Was sind das für kraftvolle und wo immer in Heimat, Sitte und Kulturgrund sie auch verwurzelt sein mögen, bodenständige und ursprünglichstes Leben atmende Menschen, die da als Fleisch und Blut, Sinn und Empfindung unseres eigensten, gegenwärtigen Daseins, als typische Zeugen unseres jetzigen, selig-unseligen Geschlechts von Schaffners scharf umreißender und doch so liebevoll schildernder schöpferischer Meisterhand vor uns hingezaubert werden; eine Welt der Dichtung und doch so unendlich wahr, in Lust und Schmerz so treu und wirklich geartet wie das Leben selbst, aus dem sie hervorgegangen und in das sie mit unverkennbarer ernster Sicherheit und lächelnder Güte wieder zurückgeboren und mitten hineingestellt sind! —

Als der damals noch jugendliche Autor — der übrigens auch heute nicht weniger helläugig und lebenskräftig beobachtet und wirkt — seiner Heimat die ersten literarischen Spenden mit den beiden Romanen „Fräfahrt“ (1905; jetzt „Die Fräfahrt des Jonathen Bregger“ betitelt, seit 1912) und „Konrad Pilater“ (1910) und den zwei Novellensammlungen „Die Laterne“ (1907) und „Die goldene Fräze“ (1912) bot, da lauschte schon da und dort ein sachkundiges oder ahnungsvolles Ohr etwas eifriger als gewöhnlich auf und vernahm zu seiner nicht geringen Freude und Hoffnung darin schon jenen eigenartig emporklingenden persönlichen Ton, jenen langentbehrten besonderen Klang, wie er das glanzvolle Erbteil eines wohlverstandenen „Triumphes der Empfindsamkeit“ ist, den Schaffner, wenn auch in neuzeitlicherem und stark ausgeprägt individuellem Sinne schon frühzeitig mit Dichtungsmeistern wie Keller, Raabe und neuerdings auch Fontane nicht zum Schaden seiner Schöpfungen teilt. Die genannten Novellenbücher enthalten die trefflichen, heiteren „Grobschmiede“, aber auch jene unheimlich zwingenden, düsteren und be-